

Bobbi.

Stizze von **F r i e d r i c h**.

Der Regen giebt bereits seit dem frühen Morgen herab und der schmutzige Hof des Hinterhauses, in dem der alte Lumpensammler seit unendlichen Zeiten sein Heim aufgeschlagen hat, erscheint heute noch unfauberer und ungemüthlicher wie gewöhnlich. Es geht ihm darin wie jenen ewig schmierigen Straßenknaben, die nie schmieriger erscheinen, als wenn irgend vor den Versuch machte, ihnen flüchtig das Gesicht mit Wasser zu reinigen.

In dem Hof ist alles schmutzig. Die Wände, der Boden, die umherliegenden Lumpensacke, der alte Karren in der Ecke, die halbblinden Henscherleiden und andere Dinge — am schmutzigsten aber ist Bobbi, der Held dieser Geschichte. Man stelle sich unter diesem Namen nicht etwa einen jener blonden, pausbäckigen Jungen vor, die ein bisschen Schmutz ja manchmal ganz niedlich kleidet — nein, Bobbi ist der Fies- und Hofhund des Lumpensammlers und es ward ihm nicht an der Wiege gesungen — oder soll ich sagen „gebetet“? — daß ihm dereinst ein solches Schicksal beschieden sei. Er kann auf das Prädikat „schön“ keinen Anspruch machen, denn was er in dieser Beziehung von seinen Vätern ererbte, ist gleich Null. Bobbi ist, gerade heraus gesagt, bei normaler Witterung häßlich — an Regentagen aber einfach scheußlich. Wie er so da liegt, auf einem Haufen von Lumpenresten, mit dem halben Körper aus der defekten Hundehütte hervorstehend — der Regenquerschnitt ihm sichtbar das kleinere Lebel gegenüber der ständigen Atmosphäre drinnen — und mit seinen, von nassen Haarsträhnen halb verdeckten Augen schielend in seine enge begrenzte Welt blickt — ein Philosoph der Entsaugung und des hübschigen Glens — er ist wirklich abschreckend.

Jetzt schließt er seine kleinen Gucklöcher, und bald verliert ein grunzendes Schnarchen, daß Bobbi entschlämmt ist. Gern würde ich anstandslos sagen, in Morpheus Armen ruht, wenn ich nicht annehmen müßte, daß der holde Schlummergott sich absolut nicht mit derlei schmierigen Hofhunden befaßt.

Von Zeit zu Zeit entringen sich der Schnauze Bobbis halblaute Bell- und Knurren. — er träumt. Vielleicht von jener vergangenen Zeit, wo, wie der selbe Narcisj Rameau so schön besann, „die Rosen des Lebens blühten und sein Geist jung war“ — von einer holden blonden Maid — von deren Mutter und von Gbi!

Ebi! Nun sind wir bei dem zweiten — dem passiven Helden der Geschichte — nicht etwa auch ein hübscher Bierfänger, sondern ein hypochondrisch angewordener angeführter Junge, eben in seiner Garconwohnung in vornehmen Westen melancholisch durch das Fenster blickt, an das die fallenden Regentropfen wachen und — seltsame Gedankenverbindungen — lebhaft an den schmierigen Bobbi in seiner noch schmierigeren Hundehütte denkt, die auch nicht die entfernteste Verwandtschaft mit dem behaglichen Heim des Jungesellen hat.

Nicht immer war Herr Eduard Berger, genannt Ebi, so hypochondrisch und menschenfeind wie jetzt — nicht immer verzehrte er seine Mahlzeiten verdorren im Restaurant und trieb sich freudlos in allerlei Lokalen umher. O nein, es gab eine Zeit, wo ihm das Restaurant eine terra incognita und er ein eingetragener Familienmitglied war — das heißt, wo er, trotzdem er keine Familie hatte, doch glücklich in einer solchen lebte.

Er war damals ein wohlthätiger und höchst wohlgestellter Bankbeamter von 36 Jahren und wohnte bei einer respektablen Wittne, die neben einer fesselnden, rüchlichen Tochter auch ein nettes Vermögen besaß und die zwei Zimmer ihrer großen Wohnung nicht um des Geldgewinnes, sondern nur deshalb an Ebi vermietete, um, wie sie sagte, einen anständigen Herrn im Hause zu haben, dem man sich gemächlich ein bisschen anschließen konnte. Er fand, als die Wohnung wieder einmal leer stand, Gnade vor ihren wästeligen Augen und auch den richtigen Anschlag, indem er sich in das oben erwähnte Tochterchen Martha verliebte und auch bald unabweidliche Beweise erhielt, daß er ihr nicht ganz gleichgültig sei. Freilich sie saßen lange Zeit nichts über ihre gemeinsamen Herzensregungen, allein gewisse sanfte Bänderdrücker beim Kommen und Gehen und die ästhetischen Blicke, die die 23jährige Jungerfrau ihrem Seladon so oft dies irgendwo anging, spendete, sprachen beider, als die Treueschwüre, die oft mit rhetorischem Pathos gewechselt und ebenso oft — nicht gehalten werden.

Mama Reiff, Marthas Mutter und Ebis Wirtin, war eine äußerst praktische Frau. Sie sah anscheinend nichts und sah doch alles. Nach sechs Wochen ihres „gegenseitigen Anschlusses“ wußte sie, was los war und da sie seit Jahren nur einen Lebensmed kannte, ihre schon etwas verpöbelte Tochter unter die Haube zu bringen, so schmunzelte sie innerlich höchst vergnüglich angelehnt der Entwicklung der Dinge und erwartete sehnlichst den Augenblick, wo die Sache losgehen und Ebi seinen Antrag machen würde.

Aber Ebi war und blieb ein schickliches Bobbi. Es ist hart, dies von

einem anständigen Nebenmenschen sagen zu müssen, allein er war wirklich ein Schaf und auch Frau Minna Reiff, geb. Kurzweg, war sich dessen bald bewußt und ging, als ihr diese Erkenntnis kam, als resolute Mutter sofort zu einem taktischen Angriff über, der den zögernden Feind schleunigt zu Fall brachte.

Ebie glaubte eines Morgens seinen Augen nicht trauen zu dürfen, als er auf dem Präsentiertisch neben der Kaffeekanne ein Briefchen mit der wohlbekanntesten Handschrift seiner Wirtin und erträumten Schwiegermutter fand, mittelst welches ihm diese, ohne jede Angabe irgend eines Grundes, kurz und bündig, die Wohnung bis zum nächsten Ersten kündigte.

Er war starr. Was hatte das zu bedeuten? Den gestrigen Abend hatte er noch in voller Gemüthlichkeit verbracht und sich von ihnen mit Händedruck und bereitem Blick Seitens der Letzteren verabschiedet, und heute Morgen wies man ihm die Thüre und stieß ihn allein aus dem Paradies, aus dem Adam wenigstens seine geliebte Eva mitnehmen durfte.

Aber er wollte sich das nicht so ohne Weiteres gefallen lassen, er mußte erfahren, warum er in Ungnade gefallen war, und in einer plötzlichen Anwendung von Energie stürzte er dem Engel mit dem Flammenschwert, Frau Reiff, einen Morgenbesuch ab, und diese so bestimmt erwartete hatte, daß sie ihren Miesher, ganz gegen ihre sonstige Gewohnheit, in vollem Staat empfing.

Da der vernünftige Leser — und welcher Leser wäre dies nicht! — das Motiv zur Kündigung des ahnungslosen Ebi ja genau kennt, soll über die Unterredung zwischen diesem und der schlaun Wirtin nicht viel geschrieben, sondern nur das Resultat berichtet werden, daß der überglückliche Mieter eine Stunde später Fräulein Martha Reiff den ersten schichternen Verlobungsstich auf die Lippen drückte und deren nicht weniger erfreute Mama ihn als künftigen Schwiegersohn in ihre Arme schloß.

Die Hochzeit sollte drei Monate nach diesem denkwürdigen Tage stattfinden, und am nächsten Ersten gab Ebi wirklich aus, um anstandslos bis zu seiner Verheiratung seinen Junggesellenwaggon anderweitig aufzuschlagen, was ihn allerdings nicht abhielt, nun erst recht jeden freien Augenblick im Reiff'schen Heim, das er auch als Ehegatte bewohnen sollte, zu verbringen.

Der so plötzlich in den Himmel verjegte Bräutigam erwies sich als außerordentlich aufmerksam seiner Braut gegenüber und überhäufte sie mit allem, was ihr wünschenswerth erschien. Er konnte sich diesen Luxus erlauben, denn er erfreute sich neben seinem höchst anständigen Gehalt eines respektablen Privatvermögens, das ihn sogar in den Stand setzte hätte, auf die reiche Mitgift Marthas zu verzichten, falls sich dies als nöthig erwiesen hätte. Aber dies war nicht der Fall, und Ebi immerhin angenehmer.

So planteten denn die beiden Brautleute unter den schirmenden Pflanzeln von Mama Reiff wochenlang in eitel Wonne und zählten die Stunden, die sie noch von dem Tag ihrer dauernden Vereinigung trennten.

„Doch mit des Gedichtes Mächten ist kein ewiger Bund zu schließen, und das Unglück schreitet schnell.“ Und dieses Unglück hieß diesmal Bobbi, den wir nun aus dem Dunkel seiner Hundehütte heraus und an das Licht der Öffentlichkeit ziehen müssen.

Eines Tages nämlich hatte Fräulein Martha den Wunsch geäußert, einen niedlichen Hund zu besitzen. Da dieser Wunsch selbstverständlich Befehl für Ebi war, so hatte dieser nichts Eiligeres zu thun, als sofort den allen Schnapsnasigen Hundehändler aufzusuchen, der an der Straßenecke sein Geschäftslokal eingerichtet und ihm schon wiederholt seine lebende Waare offerirt hatte, ohne Gegenleihe zu finden. Der „verhoffte Wille“, dies war der offizielle Ehrentitel des Biermannes, war denn auch gleich in der glücklichen Lage, dem „Herrn Baron“ — billiger trat er's bei seinen Kunden nicht — „ein ebenso reizendes, als seltenes Thierchen“ für den Spottpreis von 25 Mark liefern zu können und Ebi, der wohl einen großen Zahlenscheck aber absolut keinen Hundeverstand besaß, zog überglücklich mit dem 7/8er Aß, der unter Brüdern seine 7/2er Großchen werth war.

Der Bierfänger zeigte sich, wie alle jungen Hunde, außerordentlich drollig und fand bei den Damen Reiff eine sehr lebenswürdige Aufnahme. Die ersten drei Tage vergingen unter permanenter Liebeslosung des „netten kleinen Kerls“, und erst am vierten Tage entdeckte man, daß das neue Familienmitglied doch einige niedliche Anzuehnheiten hatte, die ihm angewöhnt werden mußten, wenn er sich dem wohlgestitteten Kreis würdig einfügen sollte. So war beispielsweise die Leidenschaft Bobbi's, mit einem Eifer, der einer besseren Sache würdig war, überall im Hause seine Wirtin abzugeben, höchst unangenehm für eine ordnungsliebende Hausfrau, und da Mama Reiff eine solche in dem Wortes verwegener Bedeutung war, vernahm man bald in den früher so stillen Räumen oft und immer öfter jenes jämmerliche Geheul, das junge Hunde mit unerschöpflicher Energie loslassen, wenn mittelst Ohrspeiseln und Fußtrittchen Besserungsversuche mit ihnen angestellt werden.

Das Bobbi auch einen besonderen Eifer im Betrappern aller möglichen und unmöglichen Gegenstände entwickelte und dabei namentlich eine

eigenartige Vorliebe für Damenladstiefel besaß, ließ ihn nicht wenig in der Achtung von Mutter und Tochter sinken, die denn auch nach einigen Wochen auf dem Gefrierpunkt ankam, als man die Wahrnehmung machte, daß der Kerl sich nicht nur feilsch, sondern auch förmlich in einer nichts weniger als angenehmen Weise entwickelte. Aus dem „netten kleinen Kerl“ war mit unheimlicher Schnelligkeit ein Vieß herangewachsen, dessen „Nam“ und „Art“ selbst für die gewieuesten Hundelkenner ein dunkles Räthsel blieb. Geheime das Thier dem Geschlecht der Schäfer-, Fleischer-, Wolfs- oder Jagdhunde an — entfaltete es sich zum Dadel oder Spitz — wer konnte es wissen? Nur so viel stand unumstößlich fest, daß ihn weder „Reizung noch Beruf“ zum liebkösenden Schoßhund einer Dame prädestinirten, und so erklärte denn die Brautmutter, des langen Kampfes gegen die Sitten- und Formlosigkeit Bobbi's müde, acht Tage vor der Hochzeit energisch, daß dieser sofort das Haus, dessen Gastlichkeit er so schändlich belohnt habe, verlassen müsse.

„Na, da werde ich ihn zu mir nehmen“, sprach resigirt Ebi, welcher trotz allem eine gewisse Vorliebe für den Hund hatte, der sich besonders anhänglich gegen ihn erwies, was indes in dem Augenblicke, da er sich gerade in dem Flammenschwert, Frau Reiff, zu der etwas gereizten, aber sehr kategorischen Aeußerung veranlaßt:

„Das werden Sie nicht thun, Herr Schwiegersohn, Sie werden vielmehr das nichtwürdige Thier so schnell wie möglich aus der Stadt schaffen, damit es nie mehr den Weg hierher findet. Versprechen Sie mir das?“

Und Herr Berger versprach es und trostete, gefolgt von Bobbi, der sich zum ersten Mal seiner persönlichen Freiheit beraubt sah, und an seiner Leine geführt wurde, nach seinem Junggesellenheim, wo er dem Verbannten ein weiches Lager bereitete — eine Liebe, für die Bobbi sich dadurch dankbar erwies, daß er seinem freundlichen Wirth am Frühmorgen schalkhaft einen total zernagten neuen Stiefel an das Bett apportirte. Trotzdem gab Ebi den Liebesthater an diesem Tage nicht fort, und zwar, weil er absolut nicht wußte, wohin, los aber zum ersten Mal am Abend seine Dame an, indem er auf ihre bezüglige Frage die feste Versicherung abgab, daß Bobbi sich bereits im Besitz eines Bauern in dem drei Stunden entfernten Dorf Lengefeld befände.

Der langersehnte Volterabend war endlich herangekommen, und Ebi hätte denselben noch freudiger begrüßt, wenn nicht eine heimliche Schuld sein Gewissen gedrückt hätte — Bobbi war noch immer sein Hausgenosse, und morgen sollte er als junger Gatte die Wohnung seiner Schwiegermutter beziehen. Wohin mit dem Vieß? Er betrachtete den Hund verzweiflungsvoll und plötzlich stiegen Wortgedanken in ihm auf. Der Fluch war nicht weit und ein Strich — ein Stein waren bald beschafft. Aber Bobbi mochte im Auge seines Herrn etwas lesen, was ihm nicht geheimer dünkte, denn er rutschte auf dem Bauch zu Ebi hin, blickte treuerhuldig zu ihm auf und wedelte so demüthig mit dem Schweif, daß der gutmüthige Bräutigam ihm gerührt mit der Hand das Fell streichelte und begütigend sprach:

„Nein, nein! Sei ganz ruhig, mein Hündchen, es geschieht Dir nichts.“ Und dann warf er sich in Gala, empfahl Bobbi wie gewöhnlich der Obhut seiner Wirtin und beabsichtigte nach aller menschlichen Voraussicht zum letzten Mal als Jungeselle in die Wohnung seiner Schwiegermutter, fest entschlossen, morgen vor seiner Trauung den unlieblichen vierfüßigen Gast auf das Land zu schicken.

Auf dem Volterabend ging es sehr gemüthlich zu. Zunächst nahmen die zahlreichen Gäste die zahlreichen Hochzeitsgeschenke in Augenschein, die von nah und fern eingebracht und tunkvoll auf einer weiß gedeckten Tafel im Salon gruppiert waren. Selbstverständlich fanden sie allgemeine Bewunderung, die höchste Bewunderung aber erregte das auf dem Sopha ausbreitete Brautkleid — ein Meisterwerk weiblicher Schneidkunst aus dunkler, weicher Seide und mit kostbaren antiken Spitzen besetzt, die der vornehmste der anwesenden Ehrengäste, die alte Erbtante Euphrosine Bedenbach, der Braut zu deren Ehrentag angelehnt hatte. Nachdem das Prädikat endlich genussam gepriesen war, begab sich die Gesellschaft zu dem so genannten Souper, nach dessen Beendigung die unermüdete Fluth von guten und schlechten Vorträgen begann, die wie mächtiglich weiß, jedes Brautpaar über sich ergehen lassen muß.

Eben war ein neunjähriger Enkel in welchem Gewand und mit lieblich fädelnden Gänsefüßchen gekleidet, in das Zimmer gekommen und begann sein rühmliches Sprüchlein:

„Vom Himmel komm' ich hergesandt zu Euch in dieses Erdenland, Ganz leise — leise — leise —“

Kladderadatsch! Bum! Bum! Entsetzt sprang die ganze Gesellschaft auf, denn es dem Salon ertönte ein furchtbarer Knack und ein jämmerliches Geheul, das Ebi zur Leiche eblasen machte. O, er glaubte diese Töne zu kennen, und sein Glaube hatte ihn nicht betrogen, denn als er mit den Lebigen die Schredensammer betrat, arbeitete sich der durchgegangene Bobbi gerade unter den Trümmern all' der Speise-, Kaffee-, Thee- und sonstigen Trinkertrübsen,

Basen, großen und kleinen Rippfiguren herab, die ihn begruben, als er seine krankhaften Anstrengungen getront sah und das Nichtigkeits mit förmlichen Brautgeschenken glücklich zur Erde gezerrt hatte.

Und doch war dies nicht seine größte Heldenthat, die einen Augenblick später durch einen Unifono-Entfesslungsschrei sämmtlicher Damen begrüßt wurde. An dem Brautkleid waren die unerjählichen Spitzen der Erbtante total abgenagt und lagen in kümmerlichen Fetzen umher, während Bobbi dem Kleid selbst eine lothige Schmutzphotographie — es regnete nämlich draußen in Strömen — aufgedrückt hatte, als er sich das leuchtige Gewand zum wohligen Kuchelager erwählte.

Ziehen wir einen Schleier über die nachfolgende Scene. Nur soviel, daß eine halbe Stunde später der unglückliche Ebi, der in der ersten Verwirrung thörichtester Weise das Gesändniß ablegte, daß er Bobbi in seiner Wohnung verborgen hatte, entloft auf der Strafe stand. Frau Reiff konnte, wie sie wüthend erklärte, kein Glück für ihr Kind an der Seite eines Lügners sehen und die empörte Erbtante hatte einen feierlichen Eid geleistet, daß sie schleunigst ihr zu Gunsten Marthas errichtetes Testament umstoße, wenn der „Mensch“ nicht für immer hinausgewiesen würde.

Der Erbräutigam gab am anderen Morgen Bobbi, den die ganze Geschichte, trotz seines von Prügeln begleiteten ehrenvollen Hinauswurfs sehr kalt lieh, wirklich an den Lumpenbändler in der Vorstadt, bei dem ihn unfer Leser zu Anfang dieser wahrheitsgetreuen Geschichte heute kennen lernten.

Herr Eduard Berger, genannt Ebi, aber empfangt vier Wochen später eine goldgeränderte Karte des Inhalts:

Franz Bauer
Martha Bauer
geb. Reiff,
Vermählte.

Darunter hatte seine nachsichtige Ex-Schwiegermama geschrieben: „Bitte, dies auch Ihrem Freund, dem lieben Bobbi, mitzutheilen.“ Zwölf Jahre sind seitdem vergangen, und Herr Berger ist noch immer Junggeselle.

Armer Ebi — armer Bobbi!

Kraftübermenschen.

Von **Ewald Dheim.**

Die Anekdote vom Marschall von Sachsen, der eines Tages, als er ein Pferd besaß, eine Reihe von Hufeisen in den Händen verbot, wie sein Vater August der Starke, aber in dem Schmied, der die ihm zur Bezahlung gegebenen Geldstücke zerbrach, seinen Meister fand, ist bekannt. Die neuere Zeit hat aber auch Athleten hervorgebracht, die keineswegs hinter den Kraftmenschen vergangener Jahrhunderte zurückstehen.

Die Produktion des Athleten Conchas, der im vorigen Jahre in Berlin auftrat, dürfte noch in Erinnerung sein. Ein als Soldat verkleideter Statist setzte sich bei diesen Vorfürungen auf einen Stuhl und nahm einen Tisch mit Hochgeschütz auf's Knie. Conchas hob den Stuhl samt Mann und Tisch vom Boden und jonglirte den Stuhl auf den Knien, während der Soldat, scheinbar hungertig, zu essen begann. Ein anderer Trick des Athleten bestand darin, zwei schwere Kanonenkugeln, die er durch weitende Bewegungen am Ende von Stäben im Gleichgewicht erhielt, auf Stiren und Kinn zu jongliren. Es war ein aufregender Nerventzettel, wenn Conchas, die beiden schweren Eisenkugeln über seinem Haupte, sich dem Publikum zuwandte. Eine falsche Bewegung, ein Augenblick der Unachtsamkeit, und die Kugeln hätten ihm beim Herunterfallen den Kopf zerschmettert.

Auch der Russe Johannes Treu, „die lebende Deichsel“, erregte durch die Kraft seiner Hals- und Rumpfmuskeln lange Zeit das Staunen der Berliner. Mit seinen Zähnen faßte er die Seilen eines Pferdes, legte sich dann in einen Wagen, den noch drei andere Personen besaßen, und ließ sich und den Wagen von dem Pferde weiterziehen, gerade so, als wenn eine gewöhnliche Deichsel vorhanden gewesen wäre. Johann Grün, ein Luxemburger, war sicherlich dem vorgenannten Marschall von Sachsen ebenbürtig. Grün zerbrach nicht nur Hufeisen zwischen seinen Fingern, sondern zeigte noch folgenden Kraftkunststück: Er hob eine Platteform, auf der zwölf Personen Platz genommen hatten, auf dem Haupte in die Höhe. Gewichte von 600 Pfund brachte er mit Leichtigkeit vom Boden in Schulterhöhe.

Erstauslich ist die Mannigfaltigkeit der Tricks der modernen Athleten. Im Cirque d'Hiver in Paris trug der Athlet Dumont auf seiner Brust und den Knien ein Podium, worauf eine junge Dame Klavier spielte und vier Musiker sie begleiteten. Dies Experiment war außerordentlich gefährlich, weil notwendiger Weise von den Personen Bewegungen gemacht werden mußten, die den ganzen Aufbau leicht aus dem Gewicht bringen konnten. Das geschah es auch eines Abends. Das Podium stürzte zusammen und Dumont erlitt einen Armbruch. Glücklicherweise war ein anderer Artist, der während mehrerer Monate allabendlich ein Brezel mit 6 Pfund wog und dem Klavierspieler auf seinen Schultern trug. Niemals aber hat der enorme Un-

fang von Gewichtsküden, mit denen Athleten arbeiten, größeren Eindruck auf das Publikum gemacht, als bei den Tricks Rinos. In zwei großen, hohen Halbturnen im Gewicht von 180 Pfund, die durch eine Stabstange verbunden waren, nahmen sechs Männer Platz. Das Gesamtgewicht der beiden besetzten Halbturnen betrug etwa 1000 Pfund, die der Artist bis etwa Brusthöhe emporhob. Das war der Anfang der Vorfürungen Rinos, die in wohlbereiteter Steigerung der Leistungen bis zu folgenden Produktionen führten: In der Manege wurde eine Luftschaukel mit sechs Gondeln aufgestellt, in die sechs Männer einstiegen. Um die Spannung des Publikums zu erhöhen, schwebte in diesem Augenblick das Orchester, Rino schob sich unter das Schaukelgestell und stützte sich, das Gesicht aufwärts, auf Arme und Beine. Der Artist bildete also eine Art lebende Brücke. Die Unterlage der Schaukel wurde dann plötzlich entfernt, und während die Gondeln zu freien begannen, ruhte das ganze Gewicht der Schaukel, etwa 1600 Pfund, auf der Brust Rinos. Von Zeit zu Zeit führte der Artist noch eine Produktion aus, die wohl weniger Anforderungen an die Jonglirkunst stellte, aber das Vorhandensein einer geradezu enormen Muskelkraft voraussetzte: Der Artist hob mit seinem Rücken eine Kanone von mehr als 2200 Pfund Gewicht.

Als ein Spezialist für Handkraft erwies sich der englische Athlet Banfart. Aus seinen erstaunlichen Leistungen sei folgendes hervorgehoben: Zwischen Daumen und Zeigefinger hebt er zehn Billardkugeln an den dünnen Enden in die Höhe; ebenso ein Gewicht von 120 Pfund, das er ganz nahe an der Kante faßt. Banfart zerreißt einen Tennisball, ein Paket von 156 Spielkarten, zerbricht Hufeisen und verbiegt eine dicke, etwa 25 Zentimeter lange Eisenstange. Man hat berechnet, daß die Kraftentwicklung bei dieser letzten Uebung ein Gewichtsausbruch von 1800 Pfund gleichkommt.

Auch das „schwächere Geschlecht“ ist auf dem Gebiet der Athletik mit den Männern erfolgreich in Konkurrenz getreten. So stellte sich zu Beginn der diesjährigen Winter Saison in einem Berliner Zirkus eine Dame unter dem Künstlernamen „Miß Athleta“ vor, deren Produktionen denen der stärksten Männer kaum nachstehen. Die Artistin jonglirt mit 40 Pfund-Gewichten wie andere Menschen mit Wäuffen, trägt auf Brust und Knien ein beladenes Eisenstück im Gesamtgewicht von 1600 Pfund und marschirt mit einer schweren Eisenstange und 4 Männern auf Rücken und Armen aus der Manege. Miß Athleta ist aus Baden gebürtig und die Tochter eines Artisten. Beim Auftreten wird sie von ihren drei Töchtern begleitet, deren Kostümsystem gleichfalls in bemerkenswerthiger Weise ausgebildet ist. Eine andere berühmte Athletin, „Miß Vulcanca“, mit ihrem bürgerlichen Namen Kate Roberts, ist die Tochter eines irischen Postlers. Schon in ihrer Jugend besaß sie außerordentliche Kraft. Im Mädchenpensionat, wo sie unterrichtet wurde, trug sie einmal ganz allein ein schweres Harmonium von einer Stufe in die andere. Einige Jahre später warf sie sich in Bristol einem durchgehenden Pferde entgegen und riß es am Zaume zu Boden. Ein andermal führte sie einen Tauchendieb, der ihr die Taschen leeren wollte, eigenhändig zur Polizei.

An die mystische Kraft des Haarnuckes Simons erinnert der Trick der Athletin Skets, die, mit den Beinen am Trapez hängend, an ihren langen, schönen Haaren einen Radfahrer vom Boden erhebt und freischwebend in der Luft hält.

Trotz der besonderen Vorbereitungen, welche die Natur dem Athleten auf den Weg gegeben hat, und der fortgesetzten Weiterbildung und dem Training erhält diese Kategorie der Artisten eigentlich nicht die exorbitante Bezahlung, wie man es gemeinhin annimmt. Die meisten müssen sich mit einem Honorar von 50 Mark pro Abend „begnügen“. Allerdings steigert sich diese Bezahlung gemäß dem Interesse der „Nummer“ und erreicht dann zuweilen auch eine Höhe von 200 Mark. Die Athletinnen werden besser honoriert. So erhält Miß Athleta gewöhnlich 200 Mark pro Abend, ebenso Miß Vulcanca.

Wenn man den Werdegang der berühmtesten Athleten verfolgt, so ergibt sich, daß die meisten schon frühzeitig, ehe sie noch dem Athletismus huldigten, bedeutende Körperkräfte besaßen. Für Sander, der zuerst als Dackler in Hamburg arbeitete, war das Weiterkriechen der schweren Waarenballen, mit denen sich seine Kameraden unter großer Anstrengung bemühten, schon damals ein Kinderpiel. Grün war Gehilfe in einer amerikanischen Brauerei und handhabte dort die Hüfser wie leichte Spielbälle.

Aber es existiren auch Gegenbeispiele. So war Banfart in seinem 21. Lebensjahre in hohem Grade blutarm. Bei geringer Anstrengung wurde er ohnmächtig. In wohlbereiteter Folge unternahm er dann ein Training, das ihm nach Verlauf dreier Jahre ermöglichte, ein Zweijentnergewicht zu heben.

Alle Athleten müssen sich einer streng geregelten und hygienischen Lebensweise unterwerfen, wenn sie ihre Kräfte erhalten wollen. Jeder Excess muß vermieden werden. Alkoholische Getränke und Tabakrauchen sind verpönt. Einige Athleten sind Vegetarier, die meisten aber, und nicht die schwächsten, bekennen sich zur Fleischkost. Gegen das vierzigste oder fünf-

Die Napolconiden.

In seinem eben erschienenen siebenbändigen Werke der Napolconischen Serie erzählt der bekannte Napolconforscher Frederic Masson von den Beschwerden, die dem immer mit Geldsorgen belasteten Kaiser durch den Luxus und Uebermuth seiner Sippe bereitet wurden.

Pauline Bonaparte, die Prinzessin von Guastalla, gab außer ihren Haushaltungskosten monatlich noch 130,000 Frs. aus. Als sie einmal in den Tuilerien in einem Ballet mitwirkte, bewunderte Jedermann ihre Schönheit, aber das Balletkostüm, das sie nur ein paar Minuten trug, und dann nie wieder anziehen sollte, hatte nicht weniger als 16,000 Fr. gekostet. Jerome, der König von Westfalen, besaß sich fortwährend über die hohen finanziellen Ansprüche des Kaisers, der ihn wiederholt energisch aufforderte, seine Arme in einem besseren Zustande zu erhalten; derselbe Jerome fand aber leicht Geld, wenn es sich um seine Vergnügungen und Zerstreungen handelte. An einem einzigen Tage vertheilte er Geschenke im Werthe von 1,100,000 Fr. Als er mit Napoleon gegen Rußland ins Feld zog, nahm er eine ganz unwahrscheinliche Garderobe mit, u. A. 206 Paar Hosen und 60 Paar Stiefel. Auch der zum König erhobene Murat glückte trotz seiner legendären Soldateneigenschaften nur wenig dem Kaiser. Der „unvergleichliche Soldat“, vor dem Europa zitterte, ließ sich nach Polen einen ganzen Wagen mit Parfümes, Riechfläschchen, Riechkerzen und Seifen nachschicken.

Es gab aber noch schlimmere Dinge im Hause Napoleon. In ihrer Herrschaft und Intriguenlust vergaßen die Napolconiden nicht selten die Staatsinteressen, die sie wahrnehmen sollten. In Westfalen lag Jerome mit Davout, dessen militärische Tüchtigkeit die des Königs bei Weitem übertraf, fortwährend im Kampf; in Spanien wollte Joseph den Marschällen, die weit erfahrener waren als er, seinen Willen aufzwingen. Während des Feldzuges in Rußland kritisirte der Kaiser einmal die von Jerome dem Fürsten Boniatowski gegebenen Befehle. Jerome erwiderte beleidigt, daß er unter solchen Umständen lieber nach Hause zurückkehrte. Sprach's und that, wie er gesprochen: mit seinem ganzen Stabe machte er Meut und begann in seinen Staaten wieder die Feste zu feiern, wie sie fielen. Murat hat schon früher gegen Frankreich intrigirt. Napoleon erzählt es durch seine geheimen Agenten und tanzelt den Schwager tüchtig ab; Murat suchte sich herauszureden, und es kommt eine Versöhnung zu Stande. Auf dem unglücklichen Rückzuge von Moskau beginnt sich der König von Neapel von Neuem zu fühlen und forbert von seinem kaiserlichen Schwager immer neue Gunstbeweise; er erhält auch wirklich ein Fürstentum für seinen Sohn, wendet sich aber, als er damit das kaiserliche Wohlwollen erschöpft sieht, sofort gegen den Kaiser. Von den Kommandanten seiner Armee erklärt er in Gumbinnen, daß „es unmöglich ist, noch länger einem Unsnigen zu dienen“.

Ein Schlagfertiger Schauspieler.

Im Petersburger Apollotheater gab es vor Kurzem eine ergötzliche Scene. Ein Herr aus dem Partee hielt es, wie die Petersburger Zeitung erzählt, für nöthig, die Artisten durch Zwischenrufe in ihren Vorträgen zu stören, bis er schließlich im Complettiten Wojczowski seinen Meister fand. Bei dessen Auftreten rief der Störenfried: „Nun aber mal was Neues“, worauf der Künstler zwei sehr hübsche parodistische Couplets zum Besten gab. Als Herr Wojczowski, durch starken Applaus zu einem dritten Vortrag veranlaßt, wieder auf der Bühne erschien, erwiderte aus dem Partee der Ruf: „Jetzt aber geistreicher!“ Wojczowski verbeugt sich und annozirt: „Der Esel und Künstler“. Antwort des Störenfrieds: „Nun ja, in diesem Genre.“ Während nun das ganze Publikum den Störenfried musterte, um sich von der Wirkung des nun folgenden Vortrages zu überzeugen, bellamirt Herr Wojczowski eine Fabel, welche besagt, daß sich einmal ein Esel in menschliche Gesellschaft begab und dabei durch sein unpassendes Benehmen Anstoß erregt hatte. Auch im Theater benahm sich der Esel recht unpassend: wenn das Publikum applaudirte, rief er „Genug!“, und wenn dem Publikum etwas gefiel, so machte er darüber einseitige Bemerkungen, bis dem Publikum die Geduld riß und man den Rücken des Esels mit einem Knüttel bearbeitete. Wenn der Esel, so schließt die Fabel, auch einen sehr harten Schädel hat, und wenn das Thier auch dumm ist, den Knüttel aber fühlt er doch! Bei diesem Vortrage malte sich auf dem Gesicht des Störenfrieds anfangs Erschrecken, das bald einem verlegenen Lächeln Platz machte. Die Wirkung dieser vom Publikum sehr beifällig aufgenommenen Lektion hielt bis zum Schluß der Vorstellung an.